

Ein paar Jahre zuvor ...

Schnee knirschte unter den Laufschuhen von Dr. Lucas, als er mit federnden Schritten die Stufen seines Hauses hinunterhüpfte, um den morgendlichen Jogginglauf zu beginnen.

Mit kreisenden Armbewegungen und Hüpfen auf der Stelle versuchte er seine müden Knochen zu wecken und die noch steifen Muskeln in Schwung zu bringen. In gemächlichem Tempo bewegte er sich dann auf den Wald zu, der gleich hinter seinem Haus begann. Er liebte es, seine anstrengenden Tage mit Laufen zu beginnen. Im Rhythmus seiner Schritte sog er die frische Luft tief in seine Lungen. Es war eiskalt und nach einer Weile stieg sein stoßweiser Atem in weißen Wolken über seiner vereisten Pudelmütze auf.

Für die große Runde ist es heute eindeutig zu kalt, entschied er, als ihm ein kleiner Eiszapfen an der Nase zu wachsen begann. An einer Gabelung wählte er nach kurzem Überlegen den linken Weg in Richtung See, der dann in einem kleinen Bogen zu seinem Haus zurückführte. Außer seinem Atmen und dem rhythmischen Stapfen seiner Füße auf dem gefrorenen Schnee war es absolut still. In der eisigen Luft schien der Wald erstarrt zu sein.

Für ein paar Dehnübungen blieb Dr. Lucas an seinem Lieblingsplatz am See stehen. Für einen Moment ließ er die herrliche Ruhe auf sich wirken, wobei sein Blick über den vereisten See glitt, an dessen Ufern grauer Nebel lag.

Mitten in der Bewegung erstarrte er: Etwa 20 Meter von Ufer entfernt ragte etwas aus der Eisdecke, das wie eine Puppe aussah.

„Oh mein Gott!“, stöhnte Dr. Lucas, als er genauer hinsah, und das schiere Entsetzen erfasste ihn.

Das war keine Puppe! Das war ein Kind!

Rutschend und schlitternd glitt er so schnell er konnte den Hang hinunter zum Ufer. Hier sah er kleine Fußspuren im Schnee, die auf das Eis hinausführten.

„Ich komme!“, rief er mit zittriger Stimme, die seltsam laut durch die Stille drang. „Ich hole dich! Halt durch!“

Es kam keine Antwort zurück!

Alles, was er einmal über Eingebrochene im Eis gehört oder gelesen hatte, rief er nun in seinem Kopf ab.

Nummer eins: Nicht einfach auf das Eis laufen, es könnte gerissen sein!

So viel dazu, denn er stand bereits einige Meter draußen auf dem See.

Nummer zwei: Hinlegen! Vor allem, wenn es anfängt, zu knistern, so wie jetzt.

Langsam und ganz vorsichtig ging Dr. Lucas in die Hocke und legte sich dann bäuchlings auf das Eis. Sofort durchdrang die Kälte seinen dünnen Jogginganzug, doch er achtete nicht darauf. Behutsam schob er sich weiter und weiter an die kleine Gestalt heran, wobei er die Eisdecke nach Rissen absuchte. Beruhigend sprach er dabei immer wieder auf das Kind ein, von dem aber kein Laut zurückkam. Dr. Lucas befürchtete das Schlimmste.

Erst als er kurz vor der Gestalt im Eis angekommen war, hob er den Kopf und sah das Kind an. Diesen Anblick würde er sein Leben lang nicht vergessen. Schneeweiß, eigentlich schon blau gefroren, starrte ihn ein Junge mit weit geöffneten ausdruckslosen Augen an. Seine Lippen waren dunkelblau und zu einem seltsamen schaurigen Lächeln erstarrt. Schneekristalle glitzerten auf seinen Wimpern und in den Haaren. Nur der Oberkörper des Jungen ragte aus dem Wasser, die Arme lagen seitlich auf dem Eis. Seine Hände hatte er in den Schnee gegraben und sie hatten die gleiche Farbe wie sein Gesicht.

Wie in Zeitlupe kroch Dr. Lucas an die dünnere Eisdecke heran. Als er die Jacke des Jungen packte, erkannte er auch, warum er nicht untergegangen war: Er war am Eis angefroren!

Dann handelte der Doktor nur noch rein mechanisch. Mit viel Mühe zog er den Jungen aus dem Eisloch heraus und mit noch mehr Anstrengung schob er ihn Stück für Stück über die Eisdecke

zurück ans Ufer. Keuchend kletterte er die Uferböschung hinauf und legte den Jungen oben in den Schnee.

Dieses abwesende, seltsame Lächeln lag noch immer auf dem Gesicht des Kindes. Dr. Lucas atmete schwer. Er hatte keine große Hoffnung, dass der Junge noch am Leben war. Umständlich streifte er seinen nassen Handschuh ab und suchte am Hals des Jungen nach dem Puls.

Als hätte er in heißes Wasser gefasst, zog er die Hand jedoch blitzartig wieder zurück: Unter der blau gefrorenen Haut klopfte ein Herz!

Nachdem er sich noch einmal davon überzeugt hatte, dass er es sich nicht nur einbildete, einen Puls zu fühlen, weil er es hoffte, sprang er auf. „Ich rufe einen Krankenwagen, mein Junge! Halte noch ein paar Minuten durch! Ich bin gleich wieder zurück!“, stieß er hastig hervor, dann lief er los, um von zu Hause aus zu telefonieren.

Er war verärgert über sich selbst, weil er es sich zur Angewohnheit gemacht hatte, beim Joggen kein Handy mitzunehmen. Leider konnte er dem Jungen vor Ort nicht helfen, denn der musste fachmännisch regelrecht aufgetaut werden, sonst würde er womöglich noch bei der Rettungsaktion sterben.

Während er eilig zurückrannte, schüttelte Dr. Lucas immer wieder den Kopf. Er konnte es aus medizinischer Sicht einfach nicht glauben, dass dieser kleine Mensch noch am Leben war! Wie lange musste er wohl im Wasser gelegen haben, um anzufrieren?

An der Weggabelung drehte er sich noch einmal um und sah durch die kahlen Bäume zurück zu dem Jungen. Er blieb so abrupt stehen, dass er auf dem glatten Boden ins Schlittern geriet und nur mit Mühe einen Sturz verhindern konnte. Was er sah, war so eigenartig, dass er kaum fähig war, zu denken: Der graue Nebel, der am Ufer des Sees lag, war heraufgezogen und hüllte den Jungen ein. Aber – der Doktor fuhr sich über die Augen – nur den Jungen! Wie ein Kokon umhüllte der Nebel, der sich nun verdichtet hatte, das Kind.

Noch einmal blinzelte er ungläubig und als er die Augen wieder öffnete, war der Nebel verschwunden – und der Junge auch!

Wie versteinert blieb Dr. Lucas stehen. Ein Schaudern lief durch seinen Körper. Nur mühsam setzte er sich wieder in Bewegung und ging zögernd zum See zurück. An der Stelle, wo der Junge im Schnee gelegen hatte, war eindeutig der Abdruck seines kleinen Körpers zu erkennen. *Das war also keine Einbildung gewesen!*

Vom dem Nebel war allerdings nichts mehr zu sehen, nur in der Luft hing noch ein eigenartiger Geruch. *Luft – Wasser – Erde – Feuer*, hallte es Dr. Lucas durch den Kopf, als er ihn einatmete, und ein Gefühl erfasste ihn, als würde die Zeit gummiartig in die Länge gezogen.

Mit einem Ruck fand er sich einen Augenblick später wieder zu recht und schüttelte sich. Was war nur mit ihm los? Er musste für einen Moment weggetreten sein. Er fror jämmerlich. Verwirrt sah er an seiner nassen Jacke hinunter auf den Abdruck im Schnee. Irgendetwas hatte versucht, ihn abzulenken. Doch wovon?

Der Junge, dachte Dr. Lucas bestürzt. *Wo ist der Junge?*

Vom Abdruck im Schnee aus verliefen zwei Spuren in verschiedene Richtungen. Die eine, die größere, war seine eigene. Und die andere ...? Schnell folgte er den kleinen Fußspuren in der frischen Schneedecke. Nach einer Biegung sah er den Jungen tatsächlich zwischen den Bäumen vor sich hin trotten. Schon wollte er ihm nachgehen, als ihn etwas davon abhielt: Eine seltsame Furcht stieg in ihm auf und ein Gefühl des Grauens erfasste ihn! Über seinen Rücken, der sowieso nur noch aus Gänsehaut zu bestehen schien, jagte ein noch eisigerer Schauer. Zitternd und schlotternd stand er in der absoluten Stille des Waldes und sein Instinkt sagte ihm, dass er nicht mehr allein war. Angsterfüllt und schwer atmend drehte er den Kopf nur ein winziges Stück zu Seite – da sah er den grauen Nebel lautlos heranziehen. Wie eine drohende, sich ständig verändernde Wolke blieb er genau neben ihm in der Luft hängen, so, als ob er ihn mustern würde.

Der Doktor wagte kaum, zu atmen, denn dieser eigenartige Geruch, der ihm schon am See ins Bewusstsein gekrochen war, wehte sehr durchdringend von der unheimlichen Wolke zu ihm herüber. Nach einigen endlosen Sekunden beendete der Nebel seine Musterung und folgte der kleinen Gestalt in den Wald. Der Junge war stehen geblieben und drehte sich zu ihm um. Seine Haut war immer noch blau, aber dieses eigenartige, dieses grausige und kalte Lächeln – das war stärker geworden!

Weiche, schwammige Finger schienen über das Gehirn von Dr. Lucas zu tasten, als er den beiden nachsah. Mit einem Aufschrei drehte er sich um und rannte quer durch den Wald davon.

Als er sich von seiner Lungenentzündung erholt hatte, joggte er auf einem anderen Weg.

Eduart, der Klassenprimus

Ich weiß nicht, ob es schon mal jemandem aufgefallen ist, aber in fast jeder Schulklasse gibt es eine Zicke, einen Schlägertypen, einen Dicken, einen Klassenkasper und einen ganz besonders intelligenten und meist unbeliebten Schüler.

In dieser Klasse war Melissa die Zicke. Bei jedem ihrer federnden Schritte ließ sie ihr langes glänzendes Haar flattern wie eine Fahne und in ihrem Schlepptau hatte sie immer ihre zwei besten Freundinnen Sandra und Manuela. Deren Haare waren nicht ganz so lang und auch ihr Glanz war nicht ganz so vollkommen wie Melissas – was natürlich so gewollt war, um sie nicht zu verärgern. Somit war die Oberzicke wenigstens im Aussehen allen anderen ein Stück voraus, was man von ihren schulischen Leistungen nicht gerade behaupten konnte. Angezogen fühlte sich Melissa nur von einem, nämlich von Fred – oder Freddy, wie er genannt werden wollte. Sobald der mit seiner Truppe auftauchte, ergriffen alle an-

deren die Flucht. Seine schulischen Leistungen waren ungefähr auf dem gleichen miesen Level wie Melissas. Wahrscheinlich war das ein weiterer Grund, warum die beiden sich so gut verstanden – abgesehen davon, dass sie gemein und hinterhältig waren. Umgeben wurden die zwei von kriecherischen Freunden, die sie umkreisten wie Planeten die Sonne. Im Unterricht wussten sie wenig zu sagen, umso lauter dröhnten sie dann auf dem Pausenhof. Zusammen mit Gleichgesinnten aus anderen Klassen schikanierten oder verprügelten sie kleinere Kinder und kamen sich dabei unheimlich stark vor.

Wie in jeder Klasse, so bildeten auch in dieser die „normalen“ Schüler das Hauptfeld. Sie gingen zum Bastelnachmittag, sangen im Schulchor und fuhren freiwillig ins Jugendcamp.

Und nun sehen wir uns doch mal den Dicken an. In diesem Fall: Hugo. Ständig war er irgendwelchen Hänseleien ausgesetzt – vor allem natürlich von Freddy. „Wenn ich ein Mal um den herumlaufe, habe ich Seitenstechen!“, war sein Lieblingsspruch. Oder: „Eh, nehmt ihn aus der Sonne! Ich will braun werden!“

Sportunterricht war für Hugo der reinste Horror. Weitsprung, Dauerlauf, 100-Meter-Sprint und Sportlehrer hasste er. Beim Zusammenstellen von Mannschaften wurde er immer als Letzter aufgerufen und als Erster abgeschossen, was ihn aber nicht weiter belastete, weil es ihm eine Menge Rennerei ersparte.

Felix war der Klassenkasper. Da er klein und zierlich war, rote Haare hatte und viel zu große Zähne, nahm ihn keiner so recht ernst. Auch er war für Freddy und seine „Mannen“ eine geeignete Zielscheibe, um ihren Frust abzulassen und sich für die Größten zu halten. Doch mit seinem manchmal selbstzerstörerischen Humor überspielte Felix Situationen, die für ihn unangenehm waren. Er hatte das unheimliche Talent, die Lacher immer wieder auf seine Seite zu bringen.

Und dann war da noch ein Kind: der Klassenprimus, der Muster Schüler. Meist ist es ja ein Mädchen – doch in diesem Fall war es

ein Junge. Und als wenn das nicht schon schlimm genug gewesen wäre, hieß er auch noch Eduart. War denn seinen Eltern nicht bewusst, was sie ihm damit antaten?

Eduart war groß, schlank, supergescheit – und superlangweilig. Sein kurzes dunkles Haar wurde von einem exakten Scheitel auf der linken Seite geteilt, so, als ob er ihn jeden Morgen mit einem Lineal ziehen würde. Wenn ihn Freddy manchmal herablassend „Ratte“ nannte, dann war das nicht einmal falsch, weil er wirklich wie eine graue Ratte aussah. Seine Hose war dunkelgrau, sein Hemd hellgrau und der Pullover darüber wieder dunkelgrau. Egal, ob es Sommer oder Winter war, er trug immer die gleichen Klamotten. Wurde er mal angesprochen, was sehr selten vorkam, nannten sie ihn „Langweiler-Eduart“. Dabei war er nicht einmal hässlich, es bemerkte nur keiner, da ihn kaum jemand beachtete. Geistesabwesend lief er durch die Gegend und hatte die Nase immer in einem Buch, was ihn für seine Mitmenschen nicht gerade interessant machte.

Es war ein schwülwarmer Sommertag, an dem es mehr oder weniger begann, dass sich die gleichförmige, langweilige Welt von Eduart auf drastische Weise veränderte ...

Für heute war die Schule zu Ende und wie ein großes Maul spuckte die breite Eingangstür einen Schwall von schreienden und tobenden Kindern hinaus in die flirrende Hitze. Viele rannten zum wartenden Schulbus, manche holten sich ihr Fahrrad aus dem Schuppen und andere wurden von ihren Eltern abgeholt.

In Gedanken versunken packte Eduart seine Bücher zusammen, schlenderte durch die leeren Gänge und trat dann aus dem angenehm kühlen Schulgebäude hinaus in die Glut des Backofens. Er kniff die Augen zusammen, blinzelte gegen die grelle Sonne und sah dann über den leeren Schulhof hinüber zum offen stehenden schmiedeeisernen Tor. Ein kleiner grauer Wagen stand am Straßenrand und schien auf ihn zu warten.

Eduart seufzte, stieg die Stufen hinunter und ging langsam auf das Auto zu. Er öffnete die Tür und setzte sich wortlos auf den hinteren Sitz. Im Inneren des Wagens herrschten bestimmt 45 Grad Celsius, doch auf der Stirn der Frau, die am Steuer saß, war nicht einmal der Hauch eines Schweißfilms zu erkennen.

Grußlos und ohne Eduart auch nur eines Blickes zu würdigen, fuhr sie los. Von hinten starrte der Junge auf die straff zurückgekämmten grauen Haare, den langen dünnen Hals und die knochigen Schultern, die in einer makellos weißen Bluse steckten. Eine Geruchsmischung aus einem widerlichen Parfüm und angebranntem Kohl stieg ihm in die Nase. *Also gibt es wieder nur Gemüse!*

„Gesundes Kochen“ nannte sie ihre Panscherei, doch es schmeckte abscheulich.

Wie widerlich alles schmeckte, wurde Eduart zum ersten Mal so richtig bewusst, als er letzte Woche beim Völkerball einen Schuss voll in den Magen bekam, sein Frühstück erbrach und auch sein Mittagessen und darum zwei Tage von ihrer Küche verschont blieb. Heimlich, damit sie nichts bemerkte, kippte er seitdem sein ungenießbares Essen unter dem Tisch in einen Plastikbeutel, den er dann in der Mülltonne des Nachbarn entsorgte.

Die Frau am Steuer, die jetzt an einer geschwungenen Mauer vorbeifuhr und in ein großes Tor einbog, war nicht seine Mutter, sondern seine Kinderfrau – Frau Schmidt. „Mit DT!“, wie sie immer betonte.

Eduarts Eltern waren so gut wie nie zu Hause. Sein Vater war Professor an einer Universität und viel auf Reisen und seine Mutter war eine Tierärztin, die ständig im Dschungel von Afrika auf irgendwelchen Expeditionen unterwegs war. Schon als Eduart noch ein Baby war, wurde Frau Schmidt eingestellt, damit seine Mutter wieder arbeiten gehen konnte. Liebe und Zärtlichkeit waren kein Thema in dieser Familie, hier zählten nur Erfolge.

Das große Haus, vor dem der kleine Wagen zum Stehen kam, war hässlich. Es war zwar sauber und ordentlich – aber hässlich. Da

seine Eltern nicht viel Wert auf Äußerlichkeiten legten, gab es nur einen gepflasterten Weg zwischen dem kurz gemähten Rasen und sauber verschnittenen Büschen und Bäumen. Blumen oder sonstigen Schnickschnack suchte man hier vergebens. Auch die Inneneinrichtung des Hauses war rein zweckmäßig und ohne jegliche Gemütlichkeit oder Wärme.

Der angenehmste Raum war die Bibliothek. Vollgestopfte Bücherregale, die bis zur Decke reichten, befanden sich an allen vier Wänden. Mitten im Raum standen eine Gruppe Sessel und ein Sofa um einen niedrigen Tisch herum. Am Fenster waren zwei Schreibtische so zusammengeschoben, dass man seinem Gegenüber ins Gesicht schauen konnte.

Tisch und Schreibtische waren über und über mit Büchern, Akten, Zetteln und anderen Unterlagen vollgepackt. Wie sich andere Leute am Abend vor den Fernseher setzten, so saßen Eduarts Eltern – wenn sie spätabends nach Hause kamen – bis in die Nacht hinein an ihren Schreibtischen und arbeiteten, falls sie nicht gerade die Welt retteten.

„Geh nach oben! Lege deine Schultasche in dein Zimmer! Wasch dir die Hände! Komm dann in die Küche zum Essen!“ Wie von einem Zettel abgelesen, leierte Frau Schmidt wie jeden Tag immer dieselben Sätze herunter – und das seit Jahren! Eduart kannte nichts anderes. Warum regte es ihn heute zum ersten Mal auf?

Während die schlechte Köchin in der Küche verschwand, trottete Eduart nach oben. Am Ende des Flures befand sich sein Zimmer. Er stieß die Tür auf und blieb an der Schwelle stehen. Noch nie war es ihm so trostlos und öde vorgekommen wie heute. An den weißen Wänden hingen keine Poster von irgendwelchen Rockstars oder Filmsternchen. Das einzige Zugeständnis, das ihm seine Eltern gemacht hatten, war ein Bild von Albert Einstein – als Vorbild sozusagen. An einer Wand stand ein schmales Metallbett wie aus einer Kaserne. Militärisch akkurat lagen das Kopfkissen und eine Decke darauf, als ob jemand mit einer Wasserwaage alles nachkon-

trolliert hätte. Auf dem kleinen Schränkchen neben seinem Bett standen eine altmodische Lampe und ein Wecker. Über dem Bett war ein Brett an der Wand angebracht, das sich unter der Last der Bücher, die darauf gestapelt waren, bedrohlich bog. Hätte jemand den Wäscheschrank geöffnet, der an der gegenüberliegenden Wand stand, wären ihm die hell- und dunkelgrauen Kleidungsstücke aufgefallen, die da in der gleichen 90-Grad-Winkel-Ordnung lagen wie das Bettzeug.

Ein leicht muffiger Geruch lag in der Luft und Eduart ging zum Fenster, um es zu öffnen. Vor dem Fenster thronte der letzte Einrichtungsgegenstand seines Zimmers, ein gewaltiger altmodischer Schreibtisch. Als er sich darüber beugte, um an den Fensterwirbel zu gelangen, fiel sein Blick auf das offene Buch, in dem er gestern Abend noch lange gelesen hatte. Es war kein Roman über Seeräuber oder Indianer, wie man es bei einem elfjährigen Jungen erwarten würde. Oh, nein! Es war ein Lexikon! Zu Weihnachten, als seine Schulkameraden eine PlayStation oder einen CD-Player geschenkt bekamen, erhielt Eduart ein 24-teiliges Lexikon – natürlich mit der Post, denn nur wegen Weihnachten unterbrachen seine Eltern doch nicht ihre Arbeit. Doch, was Melissa und Freddy nie verstehen würden, Eduart war über sein Geschenk nicht verärgert. Bei *Aal* fing er an zu lesen und wenn er auf eine interessante Sache stieß, ging er in die Bücherei und holte sich Zusatzinformationen. Zum Beispiel, als er zu *Ägypten* kam, brauchte er zwei Wochen, bevor alle seine Fragen beantwortet waren. Darum war er jetzt im Juni erst bei C und er war sich sicher, da würde er auch noch eine ganze Weile hängen bleiben. Er war auf etwas gestoßen, was ihn sehr interessierte: *Chemie*.

Aus einem alten Chemiebuch, das er in der Bücherei entdeckte, hatte er sich ein paar Experimente ausgesucht, die er ausprobieren wollte. Eduart nahm sich vor, gleich nach dem Essen in die Stadt zur Apotheke zu fahren und alles zu holen, was er dafür brauchte. Das erinnerte ihn daran, dass Frau Schmidt bestimmt schon das

Essen auf den Tisch gestellt hatte. Da sie es weder warm hielt noch nach ihm rief, wenn es fertig war, beeilte er sich, nach unten zu kommen, denn kalt schmeckte das Zeug noch widerlicher als im warmen Zustand.

Eduart betrat die kahle Küche, setzte sich an den ungemütlichen Kunststoffisch und starrte auf den Teller. Eine graue undefinierbare Masse, von der ein widerlicher Gestank aufstieg, schien ihn anzugrinsen. Angeekelt steckte er den Löffel in die Pampe, hob ihn hoch und ließ den Matsch auf den Teller zurückplatschen. Es reichte ihm!

„Können Sie mir mal sagen, was das für ein Fraß sein soll?“, motzte er aufgebracht seine Kinderfrau an.

Wie vom Donner gerührt drehte sich Frau Schmidt, die gerade das Geschirr abspülte, um und starrte Eduart an. So etwas hatte der Junge noch nie zu ihr gesagt. Nach Fassung ringend erwiderte sie: „Das ist eine Kohlsuppe mit Leinensamen und Dinkelkeimen. Sie ist sehr gesund, gut für alle Organe und“, fügte sie mit etwas Nachdruck hinzu, „muss sehr heiß gegessen werden!“ Dann wendete sie sich wieder ihrem Spülwasser zu.

„Dinkelsamen und Kohlkeime?! Ich bin doch kein Kaninchen! Bitte, Frau Schmidt, können Sie nicht mal was Richtiges kochen?“, bat Eduart verzweifelt. Angewidert schob er den Teller von sich, dann stand er auf und ging zurück in sein Zimmer.

Was war denn nur mit ihm los? Schon heute in der Schule, als er dem leeren Geschwätz von Melissa und ihren Freundinnen nicht ausweichen konnte, ertappte er sich dabei, wie er auf ihre Urlaubspläne neidisch wurde. Plötzlich war ihm aufgefallen, dass er noch nie mit seinen Eltern in den Urlaub gefahren war. Nicht einmal auf eine ihrer Bildungsreisen hatten sie ihn mitgenommen. Er ließ sich auf sein Bett plumpsen. Wenn er so darüber nachdachte, wurde ihm zum ersten Mal klar, dass er eigentlich noch nie etwas mit seinen Eltern unternommen hatte.

Sein wandernder Blick blieb an dem aufgeschlagenen Lexikon hän-

gen. „Was soll's?“, murmelte er und erhob sich. „Herr Rosenberg wird mich schon auf andere Gedanken bringen.“

Herr Rosenberg war der Besitzer einer großen ehrwürdigen Apotheke in der Stadt. Bei Besorgungen, die Eduart manchmal für seine Mutter erledigte, hatte sich so eine Art Freundschaft zwischen ihm und dem alten Herrn entwickelt. Zu ihm hatte Eduart Vertrauen aufgebaut, das er sonst keinem anderen entgegenbrachte.

Im Vorbeigehen rief er in die Küche, wo er hinwollte, und rannte zur Bushaltestelle.

Wie immer war der Bus um diese Zeit so voll, dass Eduart keinen Sitzplatz bekam. Eingezwängt zwischen schwitzenden, stinkenden Menschen fiel ihm zum ersten Mal auf, wie stickig die Luft hier drin war. Die Hitze und die Enge drohten Eduart zu ersticken, darum war er heilfroh, als der Bus endlich hielt und er aussteigen konnte.

Auf dem Weg von der Bushaltestelle zur Apotheke tat Eduart etwas, was er bisher noch nie getan hatte: Er zog seinen grauen Pull-over aus und knöpfte sich den Hemdkragen auf. Als er sich mit der Hand über die Schläfe wischte, weil ihn da etwas kitzelte, stellte er verwundert fest, dass seine Hand nass war. Er schwitzte! Seltsam! Er hatte doch noch nie geschwitzt?

Ein bisschen verwirrt erreichte er die Apotheke. Wie vor hundert Jahren ertönte eine Klingel über ihm, als er die Tür öffnete. Nicht, dass sie – so wie früher – nötig gewesen wäre, um jemanden zu rufen, Herr Rosenberg fand einfach nur ihren Klang so schön. Die Glocke und ein paar alte Möbel, die zu Dekorationszwecken dienten, waren aber die einzigen Reliquien aus der alten Zeit. Alles war modern eingerichtet und eine Klimaanlage hielt die Raumtemperatur immer auf 21 Grad. Hinter einem langen Verkaufstisch aus Glas waren fünf Apothekerinnen damit beschäftigt, die Wünsche der Kunden zu erfüllen. In den hinteren Räumen, das wusste Eduart, waren noch mehr Leute am Werken.

„Hallo, Eduart!“, rief eine freundliche Stimme. „Willst du zum Chef?“

Eduart nickte.

„Geh nur durch, er ist hinten!“

Durch eine Seitentür gelangte Eduart in ein Labor. Hier wurden besondere Salben und Tinkturen vorwiegend aus Kräutern angerührt, die von den modernen Heilpraktikern der Umgebung gebraucht wurden. Aber auch Forschungen für verschiedene Firmen wurden hier betrieben, die sich kein großes Labor leisten konnten. Mit leichtem Kopfnicken, um nicht zu stören, grüßte Eduart die Laboranten und schlich langsam an den Labortischen vorbei. Hier hätte er sich stundenlang aufhalten können! Schon der Geruch, den andere vielleicht als unangenehm empfinden würden, war für ihn interessant. Sehnsüchtig sah er zu den verschiedenen Reagenzgläsern, Bunsenbrennern und Glaskonstruktionen hinüber. Bald würden ihm auch einige davon gehören, denn er war hergekommen, um Herrn Rosenberg darum zu bitten. Aus dem Chemiebuch hatte er sich alles abgeschrieben, was er brauchte, um zu Hause ein kleines Labor aufzubauen und ein paar Versuche zu starten.

Suchend schaute sich Eduart nach seinem alten Freund Herrn Rosenberg um, konnte ihn aber nirgends entdecken. Über die Labortische hinweg sah er eine Tür, die einen Spalt offen stand. Vielleicht war er da drin?

Eduart ging auf die Tür zu, um nachzusehen, sprang aber erschrocken zurück, als sie von innen hastig aufgestoßen wurde. Im Türrahmen erschien Herr Rosenberg und rief einen der Männer aus dem Labor zu sich. Zornig, mit energischen Schritten, die seinen weißen Kittel in Wallung brachten, stürmte er zurück ins Zimmer und bemerkte Eduart gar nicht, der ihn begrüßen wollte. Durch die offene Tür konnte der Junge einen Blick in das Innere des Raumes werfen, in dem er noch nie gewesen war. Auch da stand einer dieser Metalltische, der überladen war mit chemischen Gerätschaften. Ein Versuch, der sehr kompliziert aussah, war aufgebaut und

blubberte vor sich hin. Wie Eduart erkennen konnte, wurde eine graue Flüssigkeit von einem Gasbrenner erhitzt. Der aufsteigende Dampf wurde von einer Glasglocke aufgefangen, die darüber gestülpt war. Über eine verschlungene Rohrleitung wurde er weitergeleitet und am Ende tropfte eine wässrige Flüssigkeit in eine Flasche. Ein seltsamer Geruch, der Eduart bekannt vorkam, drang in dicken Schwaden aus der Tür.

Herr Rosenberg schimpfte laut mit dem Mann, den er zu sich gerufen hatte. „Das ist eine verdamnte Schlamperei!“, schrie er ihn an, wobei er mit der Faust auf den Tisch knallte, dass die Gläser klirrten. „Wie konnte so etwas nur passieren?!“

Die geflüsterte Antwort des Mannes konnte Eduart nicht verstehen. Plötzlich verstummte der Mann und sah über die Schulter von Herrn Rosenberg hinweg zu Eduart. Herr Rosenberg, der sich wunderte, warum er nicht weitersprach, drehte sich um und folgte seinem Blick.

Plötzlich, als hätte man einen Schalter in seinem Kopf umgelegt, hellte sich seine Miene auf. Freudestrahlend und mit ausgebreiteten Armen kam er auf Eduart zu. „Mein lieber Junge!“, rief er in heuchlerischem Ton, wie Eduart meinte, trat aus dem Zimmer und schloss hastig die Tür hinter sich. „Ich habe gar nicht gewusst, dass du schon da bist!“ Er legte seine Hände auf Eduarts Schultern und schob ihn durch das große Labor in sein Büro. Aus einem kleinen Kühlschrank nahm er eine Flasche mit einer trüben Flüssigkeit, schenkte ein Glas ein und reichte es Eduart, der mechanisch danach griff. Über den Rand des Glases hinweg sah Eduart misstrauisch zu seinem alten Freund. So etwas wie Zitronenduft, der jedoch einen anderen Geruch zu überdecken schien, stieg ihm in die Nase und eine Pfütze Spucke bildete sich unter seiner Zunge. Während er das Glas in gierigen Zügen austrank, ließ er den alten Mann nicht aus den Augen.

Was ist heute an seinem Verhalten anders, dachte Eduart. Warum kann ich mich nicht über ihn freuen wie sonst? Wieso hat er gesagt:

„... dass du SCHON da bist“? Wieso SCHON? Woher wusste er denn, dass ich kommen würde?“

Eduart stellte das leere Glas klappernd auf den Tisch und wischte sich über den Mund. Ihm wurde leicht übel und er blieb einen Moment, das Gesicht in den Händen verborgen, ruhig sitzen. Irgendwie war das heute einfach nicht sein Tag. Den lauenden Ausdruck in den Augen von Herrn Rosenberg bemerkte er nicht. Als Eduart nach einer Weile wieder aufsaß, blickte er nur in das lebenswürdige Gesicht des alten Mannes.

Was habe ich mir nur für einen Blödsinn eingebildet, dachte Eduart. Herr Rosenberg war der freundlichste Mensch, den er kannte. Wieder musste er über seine Ähnlichkeit mit Einstein schmunzeln.

„Was war denn mit dir los, mein Junge?“, fragte „Einstein“ lächelnd. „Du hast ein bisschen blass um die Nase herum ausgesehen.“

Nach dem erfrischenden Getränk fühlte sich Eduart viel besser. Über die Zusammensetzung dieser „Limonade“ machte er sich keine Gedanken. Er schwitzte auch nicht mehr. Geistesabwesend knöpfte er sein Hemd wieder ordentlich zu und stülpte sich seinen Pullover über den Kopf. Prüfend strich er mit den Händen über sein Haar.

Strahlend sah ihm Herr Rosenberg zu. „Jetzt gefällst du mir wieder!“, sagte er aufgeräumt. „Und jetzt zeigst du mir mal, was du alles für dein Labor brauchst.“

In Eduarts Hinterkopf regte sich eine ganz leise Stimme. Sie versuchte ihn zu fragen: *Woher weiß er das mit dem Labor? Du hast doch noch kein Wort davon zu ihm gesagt?* Aber eine drohende, undurchdringliche Wolke schob sich über die kleine Stimme und erstickte sie.